Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 100 (2004)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

THOMAS ANTONIETTI: Mode, Macht und Tracht. Kleidungsverhalten in Visperterminen und im Wallis 1700–2000. Mit Fotografien von Thomas Andenmatten. Baden: hier + jetzt 2003. 200 S., Abb.

«Der schöne Schein» und «Der Schein trügt» – diese sechs Wörter, entnommen der ersten Textseite noch vor dem Inhaltsverzeichnis (S.4) beziehungsweise den einleitenden Bemerkungen (S.12), umreissen die Kernaussage der vorliegenden Publikation «Mode, Macht und Tracht». Am regionalen Beispiel Wallis mit der Konzentration auf die Gemeinde Visperterminen im Oberwallis analysiert Thomas Antonietti, Konservator der Abteilung Volkskunde am Kantonalen Museum für Geschichte in Sitten sowie des Lötschentaler Museums in Kippel, das dortige Kleidungsverhalten mit dem Schwerpunkt auf dem Frauenkleid resp. der Frauentracht.

Antonietti steigt ins Thema ein, indem er auf das (vermeintliche) Wissen des Lesers/der Leserin über Trachten zurückgreift: Sechs Fotoseiten, von denen die erste eine einheitliche Gruppe von Visperterminer Frauen in der festtäglichen Fronleichnamstracht zeigt und auch die anderen Bilder den Eindruck eines «geschlossenen Trachtendorfes» vermitteln, steht ein Text (S. 4) gegenüber, der zwar den traditionell anmutenden Ablauf der Fronleichnamsprozession auflistet, mit Bemerkungen wie «Die Trachtenfrauen bilden seit mehreren Jahren den Schluss der Prozession: dies auf Veranlassung des Pfarrers und gegen ihren anfänglichen Widerstand.» (ebd.) oder dem Hinweis auf den Rückgang der Trachten jedoch aufhorchen lässt.

Schon in den sechs pointiert formulierten Kapitelüberschriften werden Antoniettis Forschungsansatz und Vorgehensweise deutlich: «Im Fokus: Das Frauenkleid. Einleitende Bemerkungen» (S .11), «Kleidung im Baukastensystem. Frauentracht 2000 in Visperterminen» (S. 15), «Alles Neue kommt von aussen. Eine Walliser Trachtengeschichte» (S. 33), «Traditionen werden nicht erfunden. 250 Jahre Walliser Kreshut» (S. 105), «Ein Dorf im Auge des Fotografen. Kleiderwandel in Visperterminen» (S. 133) und «Tracht, das sind immer die anderen. Zur Zeichenfunktion von Kleidern» (S. 183).

In den einleitenden Bemerkungen (S. 12–14), dem theoretisch-methodischen, als einzigem nicht bebilderten Kapitel formuliert Antonietti einige zuweilen sehr plakative Thesen, die er dann in den nachfolgenden Kapiteln belegt, erläutert und weiter ausführt. Tracht sei «ein eher junges Phänomen» mit der Hochphase im 19. und besonders im 20. Jahrhundert, einer Epoche also, der die «Suche nach regionaler und lokaler Typik» ebenso eigen gewesen sei wie «der Kampf um die wahre Weltanschauung und die richtige Moral»; Tracht sei «historisch zwar von Männern gewollt, doch in der Regel von Frauen getragen»; sie habe «eine Geschichte, die viel mit Ideologie, Wertvorstellungen und Autorität zu tun hat»; der Kampf um sie im 20. Jahrhundert könne «überdies als Gegenreaktion auf eine Mode verstanden werden, bei der sich die Grenzen zwischen männlich und weiblich zunehmend verwischen» (S.12).

Trachten wandeln sich, sie entstehen, existieren und vergehen; der angeblichen Geschichtslosigkeit, der von den Trachtenideologen das Wort geredet wird, erteilt Antonietti eine deutliche Absage und plädiert für eine historische Trachtenbetrachtung. Dabei ist er sich bewusst, wie schwierig es ist, «beim Thema Tracht Analyse und Militanz auseinander zu halten» (S.13). Als Untersuchungsgebiet legt er sich auf das Wallis fest, im Zentrum steht die 1370 m über dem Meer gelegene, landwirtschaftlich geprägte Berggemeinde Visperterminen, die als eines von wenigen Dörfern «keine ‹trachtenlose› Phase» (ebd.) kennt und deren archivalische Quellenüberlieferung ausgezeichnet ist, die aber auch eine Sonderstellung innehat, da sie «zu einer geradezu emblematischen Berggemeinde der Schweiz geworden» (S. 14) ist, dem Inbegriff «einer autarken, frommen und statischen Gemeinschaft» (ebd.). Ihr wird daher gesteigertes Interesse entgegengebracht, das sich manifestiert zum Beispiel in der Präsentation auf der Landesausstellung 1939 in Zürich oder in zahlreichen neuen Veröffentlichungen. Diesen sichtbaren Ergebnissen der Rücklaufprozesse stehen jedoch auch Strukturen gegenüber, die Visperterminen zu einem «Dorf wie viele andere» (ebd.) machen, unter anderem bestimmt durch den Rückgang der Landwirtschaft, durch Pendelwanderung und durch die Veränderung der Erwerbsbedingungen.

Ein wichtiges Mittel der Darstellung sind in der vorliegenden Publikation Texte in enger Verbindung mit Bildquellen, neben historischen als ein «zentrales Element» die Reportage- und Studiofotografien von Thomas Andenmatten (S. 13). Studiofotografien setzt Antonietti im zweiten Kapitel (S. 15–31) ein, in dem er die Frauentracht in Visperterminen als «Kleidung im Baukastensystem» vorstellt. Wie in traditionellen Trachtenkunden beschreibt er, zum Teil auf in Interviews erhobenen Daten basierend, verschiedene Kleidungselemente, dokumentiert sie in ihrer Anlassgebundenheit, zeigt Wandel auf. Die ergänzenden Bilder stammen alle aus dem Jahr 2001. Antonietti konzentriert sich in seiner Analyse auf die «Grundelemente», die äussere Erscheinung – hier hätte man sich den umfassenderen Ansatz

gewünscht, der nicht nur die klassischen Trachtenteile (Rock, Seidenschürze, Kreshut etc.) und -accessoires (Sackuhrkette, Brosche etc.) berücksichtigt, sondern auch Frisur(en), Fussbekleidung, Körperhaltung etc. Interessant jedoch ist das beigefügte Vergleichsmaterial über die Männerkleidung der älteren Generation mit Fotografien aus dem Jahr 2003 sowie über die Kleidung von insgesamt zehn Jugendlichen des Jahrgangs 1983 aus Visperterminen im Jahr 2002.

Das umfangreichste Kapitel (S. 33–104) zeichnet die Walliser (Frauen-)Kleidungsgeschichte für die Zeitspanne 1700 bis 2000 nach. Die grossen Entwicklungsphasen werden vor dem geschichtlichen Hintergrund der allgemeinen europäischen Kleidungsmode sowie der Trachten(-erneuerung und -erhaltung) in ihren regionalen Sonderformen abgehandelt (S. 34–36, 72–102) und am Ende des Kapitels in drei Auflistungen der «Schlüsseldaten zur Trachtengeschichte» (S. 103–104) – 1. in Europa, 2. in der Schweiz und 3. im Wallis – zusammengefasst.

Die Entstehungsgeschichte der Walliser Tracht(en) bleibt aufgrund der wenigen vorhandenen Quellen recht allgemein, die Herausbildung des regionalspezifischen Kleidungsstils sowohl der Männer als auch der Frauen wird zwar als Fakt konstatiert, die Gründe bleiben jedoch vage. Konkreter wird Antonietti aufgrund der besseren Quellenlage mit seinen Ausführungen zum 19. und 20. Jahrhundert, wobei besonders die Analyse der symbolischen Verwendung der Trachten als nationalem beziehungsweise regionalem/lokalem Kennzeichen und ihrer Funktion als «ästhetische Kompensation ökonomischer Rückständigkeit (und, gb) symbolische Betonung von Eigenständigkeit angesichts der Zentralisierungsbestrebungen auf Bundesebene» (S. 78) auf der einen, als symbolische Bewahrerin des «Typischen», des «Alpinen», des «Echten» vor dem Hintergrund «der Aufwertung von Regionalkultur durch Tourismus, Maler und Literaten» (ebd.) auf der anderen Seite gelingt. Besondere Beachtung verdient die Darstellung der mehrgleisigen Trachtenentwicklung seit den 1920er Jahren, die geprägt ist einerseits durch den Trachtenrückgang im Alltagsleben und andererseits durch die folkloristischen Trachtenerneuerungs- und -pflegebestrebungen, die im Zusammenhang mit Heimatbewusstsein, Tourismus und Kommerz stehen, die in Vereinen von Männern militant frauenfeindlich inszeniert, «wissenschaftlich» begleitet, von kirchlicher Seite mit katholisch-konservativen Argumenten gefordert wurden und die am Ende des 20. Jahrhunderts mit Stagnation und nachlassendem Interesse am Mittun zu kämpfen haben.

Unter der Überschrift «Mit Vorsicht zu geniessen» eingefügt sind ein (bild-)quellenkritischer Exkurs (S. 37), in dem Antonietti auf den Aussagewert der überlieferten, von ihm benutzten bildlichen Quellen (gemalte Porträts, Votivbilder, Druckgrafiken, Buchillustrationen, Fotografien, Ansichtskarten, Plakate etc.) eingeht, sowie drei themenbezogene Bildblöcke: «Zur Entwicklung des Frauenkleids im Wallis» von 1648 bis um 1889 (S. 38–59), «Zur Entwicklung des Männerkleids im Wallis» von 1750 bis 1885 (S. 60–65) und «Gruppen und Familien» in der Zeit von 1793 bis um 1920 (S. 66–71).

«Traditionen werden nicht erfunden.» Unter diesem Motto geht Antonietti im vierten Kapitel (S.105–132) auf die Materialbeschaffung, den Herstellungsprozess, die Verbreitung, den Funktionswandel, die Ideologisierung und den Regionalisierungsprozess von Trachten ein. Er tut dies exemplarisch am Walliser Kreshut, an dem Kleidungselement also, das im Verlauf von 250 Jahren eine besonders starke symbolische Aufladung – «Abzeichen des Vaterlandes» (S. 132) – erfahren hat.

Den Kleiderwandel greift Antonietti auch im folgenden Kapitel auf, für das er bereits publizierte Quellen auswertet, in dem er sich aber auch auf die Aussagen aus Interviews mit Visperterminer Frauen bezieht. Mit längeren zeitgenössischen Zitaten (S. 133–138, 174–182) zeichnet Antonietti die Veränderungen im 20. Jahrhundert nach, illustriert sie mit Fotografien – die frühesten stammen aus den 1890er Jahren, die neuesten aus dem Jahr 2002. Er zieht sowohl professionell hergestellte Aufnahmen als auch private Knipserfotos heran; sie alle verdeutlichen – zum Teil gewollt, zum Teil ungewollt – die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: Trachtträgerinnen stehen neben Trägern und Trägerinnen von Modekleidung, Relikte und Tradition neben Moderne und Fortschritt.

Der Wechsel von der Tracht als alltäglich getragener Kleidung zur Modekleidung erfolgte in Visperterminen in den Jahren nach 1965, brauchte – nachdem die ersten Frauen den Anstoss gegeben hatten – in der jüngeren Generation nur ein bis zwei Jahre. Der Blick in die Fotoalben zweier Frauen (S. 178–181), die dort geboren wurden und seither dort lebten, die Mitte der 1960er Jahren die Tracht ablegten und 1975 den lokalen Trachtenverein mit begründeten, belegt sehr eindrucksvoll den Prozess, ausgehend vom alltäglichen Trachttragen über die Versuche, mit neuen Elementen die Trachtenkleidung zu modernisieren, über das zeitweilige Tragen von Modekleidung, wenn man sich ausserhalb des Dorfes aufhielt, bis hin zum kompletten Ablegen der Tracht und dem folklorisierten Wieder-Trachttragen.

Wie sich in den verschiedenen Trachtenkombinationen Unterschiede innerhalb der sozialen Gruppen, in verschiedenen Lebens- und Familienphasen, im Jahreslauf, «zwischen Alltag und Fest, hohem Feiertag und gewöhnlichem Sonntag, Sonntagvormittag und Sonntagnachmittag, werktäglicher Arbeit

und werktäglichem Kirchgang, aber auch zwischen Kindern und Jugendlichen, Ledigen und Verheirateten» (S. 189) widerspiegel(te)n, zeigt das letzte Kapitel «Tracht, das sind immer die anderen. Zur Zeichenfunktion von Kleidern» (S. 183–194). Für das Jahr 2003 konstatiert Antonietti «noch rund 60 Frauen, welche in Visperterminen das *Pürugwand* tragen. Die jüngste von ihnen ist 64 Jahre alt» (S. 182). Sie halten an einem Kleidungssystem fest, das ihnen durch seine Regelhaftigkeit Verhaltenskonformität abverlangt(e). Um die temporale Zeichenhaftigkeit der Tracht zu veranschaulichen, wählt Antonietti das Beispiel «Trauer tragen» (vgl. S. 189–194).

Trachttragen heute vollzieht sich in einem anderen Kontext; die soziale Bedeutung von Kleidung hat sich geändert. Antonietti zieht daher das Fazit, die Tracht könne «für Lebensphasen wie Alter oder Trauer ... kein Zeichen mehr sein. Individualisierung der Gesellschaft und Pluralisierung der Lebenswelten haben ihre Spuren auch im Kleidungsverhalten hinterlassen» (S. 194).

Die vorliegende Publikation beschliesst der Anhang mit den Anmerkungen (S. 196–198), einer kommentierten Bibliographie (S. 198–199), dem Archiv (S. 199), dem Abbildungsnachweis (S. 200) und den Mitwirkenden (ebd.). Die Bibliographie enthält einige der wichtigeren neueren Veröffentlichungen zu «Tracht und Kleidung allgemein» sowie – mit kurzen Bemerkungen zum Inhalt versehen – Publikationen über das Wallis und Visperterminen. Im «Archiv» verzeichnet sind die benutzten Quellen aus Pfarreiarchiv, Mediathek und Museen, aber auch alle Gesprächspartner und -partnerinnen aus Visperterminen, die zwischen 1988 und 2003 Rede und Antwort standen. Erst der letzten Spalte, in der neben den Personen, die wesentlich zum Werke beigetragen haben, auch die finanziellen Förderer verzeichnet sind, ist der Hinweis zu entnehmen, dass die Publikation im Rahmen des Projekts «Visperterminen – (k)ein Trachtendorf. Kleidungsverhalten als Spiegel gesellschaftlicher Prozesse» (ebd.) entstanden ist.

Das hier vorliegende Projektergebnis kann sich sehen lassen. Die Lektüre macht – trotz der sehr kleinen Schrift – Spass; dazu trägt vor allem die gelungene Kombination von gut verständlichen Textpassagen mit qualitätvollen Schwarz-weiss-Abbildungen bei. *Gitta Böth*

Rino Siffert: Verlobung und Trauung. Die geschichtliche Entwicklung des schweizerischen Eheschliessungsrechts. Zürich: Schulthess 2004. 199 S. (Freiburger Veröffentlichungen zum Religionsrecht, 14).

Verlobung und Trauung sind Rechtsinstitute, die sehr stark mit Sitte und Brauch verknüpft sind, was auch für den Volkskundler von eminentem Interesse ist. Diese Freiburger Dissertation liefert nun eine Synthese der rechtlichen Grundlagen dieser Rechtsinstitute vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart.

Einer Einleitung (Ziel und Grundgedanke, Periodeneinteilung und Vorgehensweise) folgen die Kapitel «Vom Frühmittelalter bis zum 13. Jahrhundert» (1), «Vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation» (2), «Von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts» (3), «Eheschliessungsrecht zur Zeit der Helvetik» (4), «Von der Mediation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts» (5), «Vereinheitlichung und Säkularisierung des Eheschliessungsrechts auf Bundesebene» (6), «Regelung des Eheschliessungsrechts durch das Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907» (7) und schliesslich «Die Änderung des Zivilgesetzbuches im Bereich der Eheschliessung seit dem 1. Januar 2000» (8). Damit folgt die besprochene Monographie einer Periodisierung, die dem Volkskundler vielleicht nicht einleuchtet, jedoch den rechtlichen Zäsuren oder Diskontinuitäten namentlich des Eherechts genauestens entspricht: Jedes Kapitel behandelt eine Periode, deren Anfang und Ende durch wesentliche Eingriffe des Gesetzgebers oder sonstigen Änderungen des Verlöbnis- und des Eherechts gekennzeichnet worden sind. So bestimmen die Beschlüsse des IV. Laterankonzils (1215) und jene des Konzils von Trient («Tametsi» 1563) Anfang und Ende des 2. Kapitels. In dieser Periode hatte die katholische Kirche ein Monopol über das Verlöbnis- und des Eheschliessungsrecht.

Die besprochene Dissertation zeigt auch die verschiedenen Lehren zum Verlöbnis- und zum Eherecht auf: Beim Verlöbnis die Kontroverse darüber, ob dieses bereits als Ehekonsens oder «nur» als «sponsalia de futuro» zu betrachten sei, beim Eheschluss die Frage, ob die Zustimmung der Eltern massgebend sei oder nicht. Alle diese Kontroversen wurden durch den Grundsatz der Kirche ausgelöst, wonach nur der Konsens der Eheleute für den Eheschluss entscheidend sei.

Für den Volkskundler ist vor allem das erste Kapitel von Interesse, in welchem die Rechtsbräuche, die das Verlöbnis und die Trauung umgeben bzw. bestimmen, zusammengefasst sind. Alle diese Rechtsbräuche sind allerdings bereits bekannt. So habe ich unter anderen darüber in dieser Zeitschrift 83/1987, S. 207f. berichtet. Auch bleibt die Arbeit von Hanns Bächtold, «Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz» (Basel 1914), auf die auch der Autor zurückgreift, nach wie vor unentbehrlich.

Insbesondere für die neuere Zeit enthält die Monographie eine vollständige Übersicht der kanonistischen Bestimmungen und später kantonalrechtlichen Gesetze und Verordnungen (man beachte auch das Rechtsquellenverzeichnis S. XVIIff.). Dennoch gibt es erhebliche Lücken: So fehlt jeder Hinweis auf den Aufsatz von Ulrich Stutz, «Zu den Anfängen des evangelischen Eherechts» in der Savigny-Zeitschrift, Kanon. Abt. 22/1938, S. 288–331, und der grosse Widerstand gegen die Zivilehe in den protestantischen Kantonen bleibt so gut wie nicht behandelt.

Trotz diesen Lücken bietet die besprochene Monographie einen guten Einstieg in die Kenntnis des schweizerischen Verlöbnis- und Trauungsrechts und liefert dem Volkskundler die erforderlichen Informationen, die er seitens der Rechtsgeschichte benötigt. *Theodor Bühler*

Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken: Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln: Böhlau 2003. 246 S., Ill. (Alltag & Kultur, 9).

Titel und auch Untertitel dieses Sammelbandes bedürfen der Erläuterung: Mit den «Unterwelten der Kultur», die Hermann Bausinger und auch mich an St. Pauli denken lassen, sind zum einen Untersuchungen zu sexual-historischen und sexual-ethnologischen Themenstellungen gemeint, wie sie von Friedrich Salomo Krauss vor allem in der Zeitschrift *Anthropophytea* (1904–1913) publiziert wurden. Andererseits geht es aber um weitergehende und in der Geschichte der Volkskunde verwendete Konstruktionen zur Dichotomie von Volkskultur und Hochkultur.

«Volkskundliche Kulturwissenschaft», eine auch die gegenwärtige Tübinger «Empirische Kulturwissenschaft» umfassende Prädikation, reklamiert eine spezielle Geschichte, Institutionalisierung und Gegenwart des Faches Volkskunde. Als Schlagwortgeber wird der Vortrag des Hessen Albrecht Dieterich «Über Wesen und Ziele der Volkskunde» von 1902 verwendet. Der programmatisch über «Mutterboden» und «Unterwelten» schwadronierende Text Dieterichs erscheint uns wie vieles Volkskundliche aus dieser Zeit heute ausgesprochen trivial – er war es auch wohl schon innerhalb der geistes- und kulturwissenschaftlichen Diskussion seiner Zeit. Vielleicht sollten wir nicht weiterhin «originelle» Väter des Faches memorieren, sondern einen Grossteil dieser Patriarchen vergessen? Aber – wie der Rezensent beim Weiterlesen feststellte – das ist ja das hauptsächliche Anliegen dieses Buches: Themen und Theorien der «alten» Volkskunde sollen hinterfragt werden im Hinblick auf ihre Anwendbarkeit heute.

Utz Jeggle beschreibt in vier Studien die Wirkkraft des Unbewussten in der Volkskunde: Traum, Wahn, Aberglaube und Zukunft, Verlieren und Finden. Der Einfluss der Trieblehre Sigmund Freuds auf kulturelle Ereignisse, Verhaltensweisen und Prozesse wird sensibel ausgedeutet: «Die Aufgabe der Volkskunde ist es, das Grenzgebiet zu beherrschen ... zwischen Unbewusstem und Bewusstem, zwischen Zugriffen der Triebe und den Notwendigkeiten der Aussenwelt, zwischen Gesetz und Kreativität, zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren...» (S. 44). Und damit auch die Verwebung von Gewalt und Kultur, wie sie von Freud in der Psychoanalyse deutlich gemacht wurde.

Friedemann Schmoll denkt über die «Vieldeutigkeit der Natur» in der Kulturwissenschaft nach. Sein Einstieg befasst sich mit Hugo von Conwentz (1855–1922), dem Begründer der preussischen Naturdenkmalpflege und einer modernen Sage zum Baumschutz: ein Heiligenbild wird angebracht, um eine Eibe vor dem Fällen zu schützen. Ein Baum wird zum Sprössling von Kultur und Natur. Danach kommen aber wiederum die gewohnten altväterlichen Zeugen innerhalb der Volkskunde zu Wort: Wilhelm Heinrich Riehl über die Deutschen und ihren Wald, Eugen Mogks «Natur- und Kulturmensch» – nochmals Albrecht Dieterich –, auch Eduard Hoffmann-Krayers Formel vom «vulgus in populo», die das «Volk» als Natur erscheinen lasse. Der Völkerkundler Paul Sarasin weitete mit der kolonialen Denkfigur «anthropologischer Naturschutz» die Naturalisierung auf fremde Kulturen aus. Bemüht werden weiterhin: Hans Naumann und Richard Weiss. – Der spätmoderne konstruktivistische Umgang mit der Natur durch sowie die unterschiedlichen Vorgehensweisen von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften werden nur sehr kurz behandelt. Die wichtigen neuen Hamburger Forschungen im Umkreis Albrecht Lehmanns zum Wald in Deutschland finden keine Erwähnung.

Uli Linke kündigt unter dem Stichwortbündel «Volks-Körper-Kunde» die Beschreibung einer «wissenschaftlichen Amnese» an. Gemeint ist mit dieser weder im Duden noch im Brockhaus aufzufindenden Wortneuschöpfung wohl das gleiche wie Amnesie, d.h. eine zeitlich begrenzte Erinnerungslücke, ein Gedächtnisschwund. Gelungen ist Linke ein eindrucksvoller und dicht geschriebener Literaturbericht über die Behandlung der menschlichen Körperlichkeit in verschiedenen disziplinären und interdisziplinären Forschungen. Neben Volkskunde sind dies: Semiotik, philosophische Semantik, Kulturphilosophie der Moderne und Spätmoderne, Strukturgeschichte, Kulturgeschichten und Ethnografien von Körperphänomena, Historische Anthropologie, Kulturanthropologie. Klug beschreibt sie das

Schweigen der vom Rassismus des Nationalsozialismus okkupierten deutschen Volkskunde zum Thema Körper des Menschen in der Zeit der langen Nachkriegszeit des Faches bis 1980 (!). Aktuelle volkskundliche Forschungen zur Körperlichkeit finden in ihrem Artikel keine Erwähnung: etwa die Arbeiten des Wiegelmann-Schülers Michael Simon – u. a. seine Habilitation – zur Dekonstruktion der «Volksmedizin», Eberhard Wolffs grundsätzliche Veröffentlichungen zur Gesundheits- und Medikalkultur sowie die seit 2001 bisher in vier Heften unter den Titel «Körperlichkeit und Kultur» erschienenen Dokumentationen der jährlichen Treffen des «Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung».

Der Bericht von *Gudrun M. König* über materielle Kultur und Kulturwissenschaft ordnet die volkskundliche Beschäftigung mit Sachkultur wohltuend selbstbewusst in das interdisziplinäre Geflecht der Nachbardisziplinen ein. Der meist schwelende, aber immer wieder einmal aufflackernde Konflikt zwischen den Protagonisten universitärer und musealer Beschäftigung mit Dingen wird zu Recht marginalisiert. So gewinnen wir einen guten Überblick über Zugänge und Theoreme, über Funktionalitäten und Artefakten, über «Volkskunst» als Konstrukt, über die inzwischen überwundene Komplementarität von «geistlicher und materieller Überlieferung». König schliesst mit der Darstellung von verschiedenen Zugangsweisen zur materiellen Kultur, die als Elemente für Forschungsansätze eingesetzt werden können: die Perspektiven des Sammlers, des Historikers, des Ethnografen, des Illustrators und des Theoretikers.

Bernd Jürgen Warneken bekennt sich in seinem Essay zur Volkskunde als «postprimitivistischem Fach». Als Primitivismus bezeichnet er das Fachinteresse der akademischen Gründungszeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts, welches sich auf Relikte «primitiver Kulturstufen» fokussierte und damit eine Beschreibung der Alltagskultur der beschleunigten Moderne verweigerte. Nach einer Neuüberlegung zu den 1970er Jahren, der Zeit des «Abschieds vom Volksleben», und nach der Auswertung der in diesem Buch wohl obligatorischen «Klassiker» (neben die bekannten Dieterich, Mogh, Krauss treten hier noch Richard Andree, Julius von Negelein, Karl Weinhold usw. usw. auf – und vor allem auch die Nazi-Programmschreiber Lutz Mackensen und Matthes Ziegler) outet sich Warneken als Vertreter eines von ihm so verstandenen Primitivismus. Warneken kommt zu der verblüffenden Schlussfolgerung, es sei an der Zeit, dass Volkskunde die Facherfahrung mit «kulturromantischen bis kulturprimitivistischen Sehnsüchten» bei der Schilderung des «Unbehagens an der Moderne» nutze. Volkskunde wird so zum Narrator einer besonderen Form der Vielfalt der Moderne, ein Fach, das – wie Warneken mit einem Bindestrichwort reflektiert – nicht evolutioniert, sondern «revolutionieren» könnte. Volkskunde als kulturromantische Mystik des Primitiven?

Gottfried Korff hat den tiefschürfendsten Text dieses Sammelbandes geschrieben: «Aby Warburg und die Volkskunde». Der Hamburger Kulturhistoriker und Kulturwissenschaftler Warburg (1866–1929) wird dargestellt in seinen direkten und indirekten Kontakten und Einflüssen auf Volkskundler und das Fach Volkskunde – et vice versa. Warburgs «volkskundliche» Interessen gelten Volkskunst und europäischer Bilderwelt, Folklore-Wissenschaft, Völkerpsychologie, aber auch der Antike und ihrem Nachleben in der Moderne. Dem Leser seien besonders die Korffschen Abschnitte über «mouvements souterrains», über «Rudimente und survivals», über «Leben in symbolverdichteten Bezügen», «ethnografische Grenzerweiterungen» und «... bildhafte Orientierungen in Raum und Zeit» empfohlen. Stark geprägt von der Warburg-Schule scheint Will-Erich Peuckert mit seinem Opus Magnum «Die Grosse Wende» gewesen zu sein; aber auch zu meinem Erstaunen – vermittelt über Erwin Panowski – Pierre Bourdieu mit seinem Habitus-Begriff; sowie Aleida Assmann und Dietrich Hardt mit ihren Überlegungen zum «kulturellen Gedächtnis». Korff fordert abschliessend sehr allgemein eine Auseinandersetzung der Europäischen Ethnologie und der Visuellen Anthropologie mit den Gedanken Warburgs zu den Dimensionen europäischer Kultur und zu Bildinterpretationen.

Reinhard Johlers Abhandlung über «Volkskunde, Volksspiele und Sport» wirkt bemüht – als ob er bei dem Sammelband dabei sein und es den Herausgebern recht machen wollte. Beginnend mit den Kiebinger Eierspielen, eine Replik auf Jeggles Gemeindestudie von 1977, reitet er einen gemächlichen Ritt durch die Fachgeschichte, in dem er uns Olympische Spiele, österreichische «Volksspiele» wie die «Pinzlauer Ranggler», Richard Wolframs Schwerttanz-Phantasien und Peter Rosegger vor Augen führt, aber neben der österreichischen volkskundlichen Fachgeschichte auch das deutsche «Turnwesen» und dessen «Turnvater» Jahn nicht unbeachtet lässt. Ein wenig geht es ihm dabei um die «Andere Kultur», die er bei Robert Muchembled festmacht, etwas mehr um *double insiders*, das heisst um Volkskundler, die sich und ihre eigene «niedere» Herkunft festschreiben, schliesslich auch um Kulturalisierung in ihrer historischen und gegenwärtigen Bezogenheit auf das Fach Volkskunde.

«Unter der Sprachnorm» lautet *Hermann Bausingers* Beitrag. Bausinger erinnert an die klassischen volkskundlichen Kanonteile «Volkssprache» und «Volksdichtung». Während das Thema Volksdichtung

seit wenigen Jahren eine grandiose – und wie mir scheint wissenschaftlich völlig unreflektierte – postmoderne Fachkarriere unter dem Etikett «Erzählforschung» eingeschlagen hat, scheint Mundart- und Dialektforschung endgültig zu den Germanisten – so es solche wieder gibt –, zu den Soziolinguisten und zu den Sprachpädagogen weitergegeben worden zu sein. Aber auch hier wird eine «Unterwelt» reklamiert, die sich als «ein weites Feld für eine empirisch arbeitende Kulturwissenschaft» anbietet.

Abschliessend *Kaspar Maase*. Er ordnet sein originäres persönliches Interessensgebiet – (Massen-)Unterhaltung, Trivialkunst und -literatur, literarische Obszönitäten, die Kitsch- und Schunddebatte – aus den Literaturwissenschaften, die offensichtlich nach einem kurzen Intermezzo in den 1970er und 1980er Jahren jegliches Interesse daran verloren haben, der «volkskundlichen Kulturwissenschaft» zu. Auch er sucht und findet Väter in der Fachgeschichte: Otto Görner aus dem Umkreis Adolf Spamers, Friedrich von der Leyen, Hugo F. Lüdecke und F.S. Krauss.

Zusammenfassend: Der Sammelband sucht nach volkskundlichen Fachtraditionen, um in der Vergangenheit Ideen für die Zukunft unserer Disziplin zu gewinnen. Eine solche Vorgehensweise, die von spätmodernen Denkern zuweilen als *rooting* bezeichnet wird, soll zu einer neuen Verortung innerhalb der Kulturwissenschaften führen. Dies ist aber meines Erachtens nicht gelungen, da die «alte» Volkskunde keine ausreichende Anzahl nachdenkenswerter und für die Gegenwart neu zu interpretierender Themen und Theorien entwickelt hat. Der Versuch einer Revision der Kanonrevision von 1970 musste deshalb scheitern.

Dieser programmatische Textband kann – trotz der Qualität der Texte aller Beiträger – als Imaginierung nur das spiegeln, was Ina-Maria Greverus schon vor gut dreissig Jahren festgestellt hat: ein nostalgisch-retrospektives Fach. Oder von einer anderen Sicht her formuliert und die Tübinger fachpolitischen Intentionen ansprechend: «Unser Dasein ist heute von einem finsteren Gefühl des Überlebens geprägt, einem Leben an den Grenzen der «Gegenwart», für die es keinen anderen Namen als die geläufige und kontroverse Instabilität des Präfixes «Post» zu geben scheint» (Homi K. Bhaba). – «Post»-Volkskunde?

Rainer Alsheimer

CHRISTINE AKA: Nicht nur sonntags. Vom Leben mit dem Glauben 1880–1960. Münster-Hiltrup: Landwirtschaftsverlag 2003. 119 S., Ill. (Alltagsgeschichte in Bildern, 1).

Mit diesem Band eröffnet die Volkskundliche Kommission für Westfalen, Münster, eine neue Reihe, die die grossformatige Vorgängerin «Alltag auf dem Lande» ablöst. Darin sollen in einem etwas kleineren Format auch weiterhin Publikationen aus den reichhaltigen Quellen des Archivs für westfälische Volkskunde als kommentierte Bildbände erscheinen.

Der erste Band in diesem neuen Format widmet sich dem Thema Frömmigkeit und deren Veränderungen in der Zeit zwischen der Mitte des 19. und dem Ende des 20. Jahrhunderts. Schlaglichtartig wird die Bedeutung der Religion und der Einfluss der Kirchen in den verschiedenen Lebensbereichen beleuchtet. Wie stark das Leben vom Religiösen durchdrungen war, wird im ersten Kapitel an der Hinterlassenschaft einer 1985 verstorbenen 90jährigen Bäuerin aus dem Westmünsterland aufgezeigt. Die Fülle an «frommen Dingen», wie Wasser aus Lourdes, Weihwasser, Medaillen, Rosenkränze, Andachtsbildchen, Toten- und Gebetszettel, Primizbildchen und vieles mehr, gibt einen Eindruck davon, «wie viel Zeit die Menschen in der Kirche und mit der Ausübung ihrer Religion verbracht haben» (S. 11). Kirchliche Regeln und Normen prägten das Leben. Kirchliche Feste waren die Höhepunkte im Jahreslauf. Behandelt werden Themen wie Frommes Wohnen, Die Kirche – Mittelpunkt des Lebens, fromme Kinder, Jungfrauen, Frauen, Nonnen, Männer und Priester, das Gebet im Alltag, Prozessionen und Wallfahrten und schliesslich der Tod. Leider gibt es, wohl auf Betreiben des Verlages, keine Anmerkungen. Man hätte aber zumindest ein Literaturverzeichnis anfügen sollen. Hin und wieder stört ein zu flapsiger Stil. Wenn es z. B. in Kapitel «Gebet im Alltag» heisst, dass die Familien, indem sie beteten, einer Art Freizeitbeschäftigung nachgingen (S. 87), so ist das unangemessen und kann auch nicht mit «zeitgemässen Lesegewohnheiten» erklärt werden. Dass es in der Zeitspanne, über die das Buch berichtet, in Dörfern zu Karfreitag «regelmässig zu Ausschreitungen gegenüber jüdischen Dorfbewohnern» gekommen sein soll (S. 108), darf wohl stark bezweifelt werden.

Die behandelten Themen werden durch zahlreiche, grossenteils alte Fotos erläutert. Leider hat sich die Verfasserin mit den Bildunterschriften wenig Mühe gegeben und es an Genauigkeit fehlen lassen. Es gibt auch keine Verweise zwischen Fotos und Text. Das wäre aber wichtig gewesen, da die Angaben im Text genauer sind als in den Bildunterschriften und man davon ausgehen muss, dass bei einem so attraktiv ausgestatteten Bildband der Text als letztes (wenn überhaupt) gelesen wird. In jedem Falle sollten Bildunterschriften immer so präzise und informativ sein wie möglich.

Zunächst einige Beispiele für falsche Angaben. Zum Foto auf S. 20 spekuliert die Verfasserin über den Bekenntnisstand der Kirchengemeinde in Frille: «Die Presbyter in den vorderen Reihen zeigen, dass es sich um einen evangelisch-reformierten Gottesdienst handelt.» Presbyter sind aber kein Indiz für eine reformierte Gemeinde. Tatsächlich handelt es sich um eine evangelisch-lutherische Kirche, was schon die farbenfreudige Ausmalung und die Ausschmückung erkennen lassen. Das Innere einer reformierten Kirche ist schmucklos und die Wände sind meist schlicht weiss. Das Foto ist gewählt als Beleg für die strenge Geschlechtertrennung beim Gottesdienst und die Unterschrift beginnt: «Links sitzen die Frauen, rechts die Männer...». Ausser den Geistlichen vorn gibt es auf diesem Foto keine Männer. Es handelt sich nämlich um den Gottesdienst anlässlich des Bezirksverbandsfestes der Mindener Frauenhilfe am 30. April 1953 in Frille.

Die Unterschrift zu dem Foto auf S. 35 unten links beginnt mit der merkwürdigen Aussage: «Allein durch sein Alter ist dieses Mädchen als Konfirmandin zu erkennen.» Weiter wird behauptet, dass sie noch 1953 die «traditionelle Kleidung der Region um Minden-Lübbecke» trage. Tatsächlich handelt es sich aber um eine gestellte Aufnahme. Auf der Karteikarte zu diesem Foto im Archiv für westfälische Volkskunde heisst es, dass das Mädchen die Rahdener Abendmahlskleidung für Unverheiratete zu einem Umzug angelegt hat, der 1953 anlässlich der Sechshundertjahrfeier von Rahden stattfand. Bei der Zusammenstellung der Tracht und beim Anziehen half eine alte Trachtennäherin, denn 1953 ist in Rahden wohl seit mindestens 35 Jahren niemand mehr in Tracht konfirmiert worden. Auf der Karteikarte zu dem Foto ist weiter vermerkt, dass die Nylonstrümpfe und die Schuhe modern sind und nicht zur Tracht gehören. Zudem fehlt der weite wattierte Unterrock, der zu der dem Biedermeier nahestehenden Rahdener Tracht getragen wurde. Die Verfasserin hatte Zugang zu der beschrifteten Karteikarte mit dem Foto. Wieso macht sie dann so falsche Angaben? Für die Mitarbeiter des Archivs für Westfälische Volkskunde wäre es überaus peinlich, wenn die Rahdener, die das Foto und noch weitere zu dem Thema zur Verfügung gestellt haben, diese falsche Bildunterschrift lesen würden. Schliesslich hat man mit der Übernahme der Quellen auch eine Verantwortung für die richtige Auswertung übernommen.

Die Abbildung auf S. 87 zeigt nicht einen «aufwändig geschmückten Hausaltar», sondern einen Altar in einer Kapelle, worauf die Steinskulptur im Hintergrund hinweist. Als Katholikin hätte die Verfasserin erkennen müssen, dass an diesem Altar die Messe gelesen wird. Rechts liegt das Messbuch auf einem Pult und am hinteren Rand des Altars stehen die Kanontafeln mit den Texten, die der Priester in jeder Messe spricht.

Die Unterschrift zu dem Foto auf S. 116 lautet: «Schon im Vorfeld des Allerseelentages wurden die Gräber gepflegt, geschmückt und gesäubert, am Tag selbst Kränze, Blumen und Kerzen gebracht.» Dieses Foto zeigt aber Gläubige, die zu Allerseelen 1959 am Grab der Clemensschwester Maria Euthymia auf dem Zentralfriedhof in Münster beten. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann die Verehrung der inzwischen selig Gesprochenen. Die Kränze, Blumen und Kerzen haben hier nichts mit Allerseelen zu tun. Am Grab von Schwester Euthymia brennen immer zahlreiche Lichter, die meist, verbunden mit einer Bitte, aufgestellt werden. Der Kranz ist wahrscheinlich Dankesgabe für eine Gebetserhörung. Blumen werden immer reichlich gespendet. Übrigens ist das Imperfekt in der Bildunterschrift, wie auch bei dem Foto auf der Seite davor, nicht angebracht, da sich das Brauchtum zu Allerseelen bis heute kaum geändert hat.

Im Rahmen dieser kurzen Besprechung kann nicht auf alle Ungenauigkeiten und stilistischen Entgleisungen eingegangen werden. Hier nur noch einige Bespiele: Verschiedentlich werden, wie auch bei dem oben genannten Foto von S. 37, gestellte Aufnahmen als Belege gebracht. So haben die Mädchen (S. 36) die Abendmahlskleidung für Unverheiratete der Lindhorster Tracht nicht zur Konfirmation angelegt, wie zu lesen ist, sondern für den Fotografen Hans Retzlaff, der das Foto in einem seiner Trachtenbücher veröffentlicht hat. Ob ihre Gesangbücher, die eher in die Zeit des Jugendstils gehören, 1934 noch üblich waren, ist fraglich. Auch deshalb wäre ein Hinweis darauf, dass es ein gestelltes Foto ist, notwendig. Die gestellten Fotos auf den Seiten 50 und 56 links wurden zum Teil falsch interpretiert, und vor allem das letztere ist als Beleg für die Frömmigkeit der Frauen völlig ungeeignet, da es sich um eine Art Arbeitsfoto handelt, für das allerdings Franz Jostes, der Verfasser des Westfälischen Trachtenbuches nicht, wie fälschlich angegeben, verantwortlich ist.

Die Diskrepanz zwischen Text und Bildunterschrift zeigt sich u.a. bei den Ausführungen zur Kommunionkleidung. Im Text heisst es (S. 34) richtig: «Solange die Bräute schwarz gekleidet waren, waren dies auch die Kommunionmädchen.» Das mittlere Foto auf S. 37 zeigt zwei dunkel gekleidete Erstkommunikantinnen von 1941, bei denen aber eine andere Begründung gegeben wird, nämlich dass man auf dem Land bis um 1940 bei der praktischeren Variante eines dunkelblauen oder schwarzen Kommunionkleides blieb, weil man es öfter anziehen und vielseitiger verwenden konnte als ein weisses. Auf den Bezug zur Brautkleidung wird hier nicht hingewiesen.

Bei zahlreichen Unterschriften wird die Gelegenheit, konkrete Informationen zu geben, nicht genutzt. Statt dessen enthalten sie leere Phrasen oder führen gar die Abgebildeten vor. So werden als Beispiele dafür, dass Männer angeblich nie mit religiösen Attributen abgebildet werden, drei Fotos aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg (S. 73, 74, 75) gebracht. Die Unterschrift unter dem letzteren lautet: «Auch dieser Bauer imponiert eher durch seinen Bart als durch demonstrierte Frömmigkeit.» Man darf sich doch nicht über die Dargestellten lustig machen! Besonders lächerlich und peinlich ist die Unterschrift zu Foto S. 85: «Der Pastor und sein Schäferhund als Statussymbol». Ebenso unangemessen ist der Text zum Foto S. 93, der wohl originell sein soll: «Kleine Mädchen in weissen Kleidern waren festlicher Schmuck bei jeder feierlichen kirchlichen Gelegenheit. Auch bei der Einweihung eines Ehrenmals waren die Engelchen schmückendes Beiwerk.» Tatsächlich handelt es sich hier um Kommunionkinder. Jungen wie Mädchen hatten im Jahr ihrer Erstkommunion in der Gemeinde eine herausgehobene Stellung. So gingen sie z.B. bei der Fronleichnamsprozession ganz nahe beim Allerheiligsten, die Mädchen nicht «als schmückendes Beiwerk», sondern als Erstkommunikantinnen (vgl. auch Foto S. 48). Die Reihe an Beispielen wenig gelungener und wenig aussagekräftiger Bildunterschriften könnte beliebig verlängert werden.

Dieser erste Band in der Reihe «Alltagsgeschichte in Bildern» ist leider in mancher Hinsicht enttäuschend ausgefallen. Es trösten die schönen Bilder, die viele Erinnerungen wecken und als aussagekräftige Quellen ihren unersetzlichen Wert behalten. *Gerda Schmitz*

Jasna Capo Zmegac u.a. (Hg.): Kroatische Volkskunde/Ethnologie in den Neunzigern. Ein Reader. Wien: Institut für Europäische Ethnologie 2001. 491 S., Ill. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 22).

Der vorliegende Band erschien in Wien, ist Kroatien gewidmet, hat einen englischen Untertitel: Das Erscheinungsbild spiegelt sehr deutlich das Spannungsfeld, in welchem sich der Inhalt der vorgelegten Artikel bewegt. Denn es geht um europäische Ethnologie im Gegensatz zu amerikanischer (und westeuropäischer) Anthropologie, um Kroatien im Gegensatz zu Österreich-Ungarn, aber auch zum Süd- und Mittelbalkan, und schliesslich um die traditionelle Volkskunde Kroatiens im Gegensatz zu neuen Fragestellungen nach dem Krieg unter den verschiedenen Ethnien des ehemaligen jugoslawischen Staates, wobei die Beurteilung Kroatiens unter Titos Sozialismus zwar als «Transformation» gilt, aber letztlich doch bereits unter Geschichte, also Vergangenheit, fällt.

Die Ethnologie (nicht Ethnographie) Kroatiens entwickelte sich kontinuierlich seit dem 17./18. Jahrhundert, einzelne Kroaten haben sich wissenschaftlich hervorgetan und die Grundlagen der heutigen Wissenschaft gelegt. Kennzeichnend für die kroatische Ethnologie ist die bewusste Zurückhaltung in politischen Fragen, das Vermeiden jeglichen Engagements, das zu Zwängen führen könnte; dies zum Preis eines marginalisierten Daseins unter den wissenschaftlichen Fächern der Universitäten des Landes und des angrenzenden Auslandes. Nach dem Ende des Sozialismus wird nun, ähnlich wie z.B. in Bulgarien oder auch in Ungarn, die Frage laut, ob eine dem Politischen gegenüber offenere Haltung nicht zeitgemässer wäre. Es geht dabei nicht nur um die Hinwendung zur Demokratie, sondern auch um den kritischen Blick zurück: Welche Phänomene wurden im Sozialismus nicht gesehen? Und warum? Hätte man den Krieg zwischen Serben und Kroaten 1991 voraussehen können? Müssen? Nicht zufällig nimmt der Doppeltitel des Bandes Bezug auf die Neunziger Jahre. Denn der Reader ist in erster Linie eine Auseinandersetzung mit den Kriegsereignissen, die die Balkanhalbinsel im letzten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts erschütterten (und dessen Folgen bis heute reichen). Die Verfasserinnen und Verfasser sind «Insider», die aber durch ihre wissenschaftliche Disziplin zugleich den Blick eines «Outsiders» haben. So versuchen sie, zwischen objektiver und subjektiver Teilnahme an Vorgängen, deren Augenzeugen sie z.T. sogar sind, zu vermitteln und damit der Wahrheit näher zu kommen. Denn Volkskunde befasst sich ähnlich wie Soziologie mit der menschlichen Gesellschaft, und da ist ohne Dialektik und ohne differenzierte Beobachtung keine Erkenntnis zu gewinnen. Verallgemeinerungen sind leider schnell zur Hand. Die jüngere Generation, insbesondere die beiden Herausgeberinnen *Jasna Capo Zmegac* und *Sanja Kalapos,* wehren sich vehement dagegen. Hierbei ist eine gewisse Selbstkritik des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien (*Karl Kaser*) durchaus hervorzuheben (S. 253–265, 268–287).

Es sei ein Diskussionspunkt erwähnt, der in mehreren Artikeln eine Rolle spielt und in unmittelbarem Zusammenhang mit den Kriegsereignissen steht, nämlich der angebliche «violente» Charakter gewisser Bevölkerungsgruppen. Zum Teil wird er mit der patriarchalischen Stammesstruktur im bergigen Inland der Halbinsel erklärt, zum Teil wird er als überholter und gefährlicher Mythos abgetan. Tatsache

ist, dass zur Zeit in der Schweiz in Bezug auf Asylanten aus dem Balkan von grösserer Gewaltbereitschaft und grösserer Sorglosigkeit im Strassenverkehr gesprochen wird. Ein Mythos? Die Statistiken beweisen nichts, und die Behörden warnen vor Vorurteilen. Man kann nur hoffen, dass sie Erfolg haben und nicht längst tot geglaubte Typologien wieder auferstehen.

Das Besondere, ja Bedeutende an diesem Buch ist m.E. der Versuch, die unmittelbar zurückliegenden kriegerischen Auseinandersetzungen sowohl wissenschaftlich als auch emotional in den Griff zu bekommen. Biographische und empirische Forschung ist die angezeigte Methode. Die Stellung der Ethnologie Kroatiens im internationalen Vergleich festigt sich gerade durch das Verarbeitung der jüngsten Geschichte des eigenen Landes. *Paula Küng-Hefti*

JÓZSEF LISZKA: Zwischen den Karpaten und der Ungarischen Tiefebene: Volkskunde der Ungarn in der Slowakei. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Passau 2003. 505 S., 111 Abb. (Passauer Studien zur Volkskunde, 22).

Es scheint fast ein symbolischer Akt zu sein, wenn vorliegendes Buch im Zeitraum der «Osterweiterung» der EU erscheint, im Vorfeld der inzwischen stattgefundenen Aufnahme u.a. von Ungarn und der Slowakei in die Staatengemeinschaft. Denn die Geisteshaltung des Buches entspricht gerade diesen Ereignissen. Erstens erschien die Untersuchung zwischen 2002 und 2003 nacheinander in ungarischer, slowakischer und nun in deutscher Sprache. Und obwohl, zweitens, die Geschichte dieses Landesteils zwischen der Zeit vor dem 1. Weltkrieg und bis nach 1948 – nach der Konsolidierung der Situation der ungarischen Minderheit – eine sehr bewegte, mitunter eine nicht einfache war, ist die Monographie aus einer ruhigen, sozusagen gesamteuropäischen Haltung heraus verfasst.

Bewegt ist die Geschichte dieses südlichen Randgebiets der Slowakei nicht nur, weil es je nach der historischen Situation mal zu Ungarn, mal zur Tschechoslowakei und schliesslich zur Slowakei gehört(e), sondern weil der 2. Weltkrieg bei den hier heimischen Völkern – Slowaken, Ungarn, Deutschen, Kroaten, Ruthenen, Juden, Zigeunern – vernichtende Spuren hinterlassen hat. Trotzdem ist die heutige Südslowakei, der Teil zwischen den Karpaten und der Grossen Ungarischen Tiefebene, ein multi-ethnisches, ja teilweise multikulturelles Gebiet geblieben. Auch die naturgeographischen Gegebenheiten sind vielseitig. Dementsprechend finden sich hier Ackerbau, Wein- und Obstbau, Viehzucht, Heuwirtschaft und Holzgewinnung.

Quellen der grossangelegten Studie sind Veröffentlichungen der letzten 150 Jahre sowie eigene Erfahrungen und Feldforschungen des Verfassers. Dementsprechend bietet die angeschlossene Bibliographie eine reichhaltige Literatur zur Kultur der Ungarn in der Slowakei. In diesem Zusammenhang ist es nur zu bedauern, dass einige der ausgezeichneten Märchensammlungen der 80er und 90er Jahre des 20. Jahrhunderts zwar aufgeführt werden, die Liste aber erstens nicht vollständig ist, zweitens in der Monographie selbst sich nur kurze Erörterungen zu Sagen und (Matthias-)Schwänken finden, nicht aber zu Märchen. Als Ergänzung und Beispiel darf hier vielleicht erwähnt werden, dass eine in der Bibliographie angeführte Sammlung (aufgezeichnet von István B. Kovács) von einer *einzigen* Erzählerin auf mehr als 500 (!) Seiten alle Untergattungen des Märchens sowie der Schwänke, Sagen, Balladen, Lieder und Kinderfolklore usw. enthält. Zwar sind heute Erzähler und Erzählerinnen meistens passive Traditionsträger, aber der Verfasser selbst stellt fest, dass auch die Volkskultur im allgemeinen immer mehr homogenisiert, ja globalisiert wird und in diesem Sinne langsam verschwindet. Im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft nach 1945, der Ideologisierung, ferner durch die Industrialisierung verlagert sich die Volkskultur auf eine sogenannte «Bühnen-Folklore». Trotz allem stellt der Verfasser fest, dass Bruchstücke der früheren landschaftlichen Eigenart heute noch zu spüren sind; sie liegen nun hier in Einzelstudien vor. Betont wird dabei immer wieder der ethnische Frieden in den deutsch-ungarisch-slowakischen Wechselbeziehungen, der trotz Holocaust, Vertreibung und Deportationen geblieben sei. In den Einzelstudien behandelt der Verfasser folgende Themen:

- Kindertausch als Methode des Fremdsprachenerwerbs: ein Brauch, der nicht nur bildungsmässige, sondern auch gesellschaftliche Bedeutung hat, stärkt er doch die gegenseitige Toleranz.
- Warenaustausch und Wanderhändler vor dem Hintergrund einer bewegten, teilweise tragischen Geschichte, die nach der Vertreibung der Türken im 17. Jahrhundert ihren Anfang nimmt, wobei hier der Raum nicht von den Landesgrenzen, sondern von der Grosslandschaft (Pannonischer Raum) bestimmt wird. Dies sei schon deswegen möglich, weil in den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen die ethnischen und die sprachlichen Fragen keine grosse Rolle spielten.
- Interessant ist das Kapitel über Geräte und Methoden der Güterförderung mit menschlicher Kraft, die bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu beobachten ist. Interessant nicht nur, weil man un-

willkürlich an die internationale urbane «Rucksackgeneration» erinnert wird, sondern auch an das Baby-Tragtuch der Nach-68er-Generation junger Eltern. Was jedoch hier u. a. zu erfahren ist, wirft ein charakteristisches Licht auf die Lage der Frauen: Sogar bei Grossbauern musste mitunter die Frau mit Tragtuch hinter dem leeren Pferdewagen gehen, um die Tiere zu schonen... Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es keine Schande mehr, wenn ein Mann auf dem Rücken ein Bündel trug.

Es ist im Aufbau dieser Monographie strukturell und methodisch interessant, dass zwischen «Faschingsbräuche», «Heiligenverehrung», «Friedhöfe» auf der einen und dem Kapitel über das Adventskreuz auf der anderen Seite die wichtige, über die Volkskunde hinausführende und politisch relevante Abhandlung über die «Nationalsymbole der Ungarn in der Slowakei» steht, und darin fast verborgen einige Seiten über den «Wandel der ungarischen Identität in der (Tschecho-)Slowakei» zwischen 1918–1993. Und obwohl nicht verschwiegen wird, dass nach 1920 «aus der Zugehörigkeit zu einer staatlich-ethnischen Mehrheit ... von einem Tag auf den anderen die Position einer ethnischen Minderheit» wurde, betont der Verfasser, dass der Kult der nationalen Symbole und Tätigkeiten keinen Wunsch der Ungarn für eine Loslösung beinhalte, sondern vielmehr Ausdruck des Wunsches sei, innerhalb der Slowakei die nationale Identität zu bewahren.

Vielleicht ist es nicht übertrieben, wenn die Rezensentin hierin ein kleines Modell von «Europa» erblickt? Auf alle Fälle ist das vorliegende Buch mehr als «Volkskunde», d.h. die Untersuchungen der Gegenstände, der Sitten und Bräuche sind in eine bewegte Zeit- und Mentalitätsgeschichte eingebettet.

Katalin Horn

Ulrike Langbein: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. Köln: Böhlau 2002. 256 S. (Alltag & Kultur, 9).

Die Dissertation von Ulrike Langbein fragt nach dem immateriellen Gehalt geerbter Dinge und stellt – ausgehend von diesen Dingen – das Erben als komplexes kulturelles Phänomen dar. Indem sie Subjektanalyse und Sachkulturforschung miteinander verknüpft, eröffnet die Autorin überraschungsreiche und spannende Zugänge zum Alltag. Anhand von wenigen, dafür umso ausführlicheren lebensgeschichtlichen Interviews untersucht sie die ideelle Bedeutung von geerbten Dingen für Erben, Familien- und Sozialstruktur. Es geht also um das Erbe, «das sich nicht in Heller und Pfennig rechnen lässt».

Langbein untersucht einen begrenzten, jedoch symbolisch stark aufgeladenen Bereich der Sachkultur. Ihr Interesse gilt den gesellschaftlichen und kulturellen Mustern des Erbvorgangs in der Gegenwart und dabei insbesondere dem Zusammenhang zwischen Erben und Biografie. Aufbauend auf den Arbeiten von Pierre Bourdieu, Roland Barthes, Clifford Geertz, Martine Segalen und vor allem von Andrea Hauser[1] fragt die Autorin nach der Bedeutung geerbter Dinge aus der Sicht der Betroffenen.

Die Publikation besticht durch die Darstellung des Forschungsablaufs, wie sie in einer solchen Detailliertheit selten ist. Einzelne Kapitel lesen sich wie eine Anleitung zur Befragung von Dingwelten bzw. wie ein Leitfaden zur Sachkulturforschung. Gewinnbringend ist auch die Art, wie Ulrike Langbein Einsicht in Gesprächssituationen gewährt. In der Publikation beschränkt sie sich bewusst auf wenige «semantisch dichte Fälle». Diese werden mit vielfältigen Methoden – Interviews, Beobachtung, Aufzeichnung usw. – dicht beschrieben und ausführlich analysiert. Die Verortung der interessierenden Gegenstände und die Freilegung von deren Inszenierungsweise stellen dabei wesentliche Deutungsinstrumente dar.

Die Beschränkung auf nur gerade drei Fallstudien – bei Vorliegen eines weit umfangreicheren Materials – ist allerdings zu bedauern. Das Einbringen zusätzlicher Beispiele wäre ethnographisch vermutlich ergiebiger gewesen als das bisweilen langatmige Ausbreiten der drei publizierten Fälle. Von Nutzen gewesen wären zweifellos auch längere, zusammenhängende Interviewpassagen unter Einbezug der gestellten Fragen. Bei den Fallbeispielen wirkt der Text gelegentlich etwas gar interpretierend und psychologisierend. Hier verlässt die Autorin – zum Nachteil der Studie – das Feld der Dinge und schwingt sich zur Mediatorin von Erbkonflikten und zur Deuterin innerpsychischer Abläufe auf. (Zwei Kostproben: S. 90: «So gelingt es Peter, die Entwertungen durch den Vater in seine Biographie zu integrieren und eine Spur väterlicher Liebe und Familiengefühls für sich retten.» S. 147: «Ich vermute aber, dass es einen tieferliegenden Grund für das Tragen des Eheringes gibt...») Auch wünschte man sich an

[1] Andrea Hauser: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes. Tübingen 1994.

mancher Stelle etwas mehr ethnologische Distanz sowie eine klarer definierte Terminologie. Charakterisierungen wie «preussisches Pflichtbewusstsein» gehören in einer wissenschaftlichen Arbeit mindestens zwischen Anführungszeichen gesetzt.

Doch vermögen derartige Einwände die Arbeit als Ganze nicht in Frage zu stellen. Die Studie setzt subjektive und gesellschaftliche Wertungen in einen Zusammenhang und macht auf anschauliche Art deutlich, wie eng materielle und immaterielle Welt miteinander verwoben sind. Die detaillierten Beschreibungen gewähren vertiefte Einblicke in städtisch-bürgerliche Lebenswelten. Und indem sie den aufwendigen Weg über die konkreten Gebrauchsformen und die subjektiven Deutungen der Dinge wählt, vermeidet es Ulrike Langbein, von den Dingen allzu schnell auf die Menschen, ihre Absichten und Sinngebungen zu schliessen. Überzeugend wirkt auch der komplementäre Einsatz verschiedener Methoden. So vermag beispielsweise das exakte Beobachten der Dinge und ihres Umfeldes sowie des Umgangs mit ihnen subjektive Interviewaussagen zu bestätigen oder zu widerlegen, zu ergänzen oder zu relativieren.

Eine weitere Qualität der Arbeit liegt darin, dass die Autorin immer wieder – ausgehend vom konkreten Einzelfall – allgemeine Aussagen zur Sachkultur formuliert. Zwei Beispiele: «Die arbeitserleichternde Modernität in Form neuer Haushaltstechnik stellt überlieferte Werte und Dingqualitäten in Frage» (S. 125). Oder (S. 165): «Die Situation der Übergabe von Dingen ist immer wieder ein paradigmatischer Ort unserer Kultur, weil in einem Selektionsprozess die Spreu vom Weizen getrennt, der Weitergabe Wertes von Unwertem geschieden wird.» Letzterer Satz macht auf gewisse Analogien zwischen dem Erbstück und dem Museumsobjekt aufmerksam. Wie Sammlungsobjekte sind auch geerbte Dinge Relikte, «sie verweisen auf den Abbruch einer familiären Existenz und überschreiten ihn zugleich» (S. 234). Das heisst, wie beim Übergang eines Gegenstandes in die museale Sammlung fällt auch bei der Aneignung eines Erbstücks durch eine neue Generation der bisherige Kontext weg und wird durch einen neuen ersetzt; wie beim Museumsstück geht der ursprüngliche Gebrauchswert verloren, gleichzeitig erhöht sich der Zeichencharakter des Objekts.

Aufschlussreich ist noch eine weitere Analogie: Für Langbein ist der Erbvorgang ein quasi lebenslanger Prozess, der in ein komplexes System von Werthaltungen, Erwartungen, Aufträgen und Gegenleistungen eingebettet ist. Auch Erben ist somit eine Form des Gebens, das an ein Zurückgeben geknüpft ist, ganz im Sinne des von Marcel Mauss entwickelten Konzepts der «Gabe», auf das die Autorin explizit Bezug nimmt.

Damit ist die allgemeine Dimension dieser Arbeit angesprochen: Jede Gesellschaft kennt Sachgüter, denen ein höherer Symbolwert zukommt. Je nach Zeit und Umständen sind dies Gaben, heilige Objekte oder Fetische, Erinnerungsgegenstände oder Denkmäler, Trophäen oder Reliquien. Ähnlich dem Erbstück stellen solche Gegenstände in der Regel materialisierte Verbindungen zwischen räumlich, zeitlich oder symbolisch getrennten Welten dar. Dass nach der Gabe und dem sakralen Objekt[1] nun auch das geerbte Ding eine vertiefende Darstellung gefunden hat, ist eines der Verdienste der anregenden Studie von Ulrike Langbein. *Thomas Antonietti*

ALFRED MESSERLI: Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Tübingen: Niemeyer 2002. 770 S. (Reihe Germanistische Linguistik, 229).

Dieses Buch war seit langem fällig und es ist Alfred Messerli zu danken dafür, dass er sich der Mühe unterzogen hat, es zu schreiben. Das Werk leistet vieles. Es ist zugleich theoriegeleitete Forschungsarbeit mit klar umgrenztem Gegenstand wie auch die erste und einzige Übersichtsdarstellung zum Thema, dazu Forschungsbericht, Quellenkunde und eine ausserordentlich reiche Quellensammlung. Schliesslich skizziert es eine Agenda für die Forschung. In Zukunft wird es einfacher sein, über die Geschichte des Lesens und Schreibens im Bezug auf die Schweiz zu reden. Das erleichtert nicht zuletzt auch die Organisation der Forschung.

Die Forschungsansätze, welche im deutschsprachigen Raum unter den Namen «Buchgeschichte», «Bibliotheksgeschichte», «Geschichte des Lesens» und «Leser(innen)geschichte» bekannt sind, führten in der schweizerischen Universitäts- und Forschungslandschaft bislang ein Schattendasein. In Frankreich und den angelsächsischen Ländern dagegen sind sie seit längerem etabliert. Autoren wie

[1] Vgl. zum Beispiel Maurice Godelier: Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, heilige Objekte. München 1999; Karl-Heinz Kohl: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte. München 2003.

Roger Chartier, Henri Jean Martin oder Robert Darnton sind auch dem hiesigen Publikum bekannt. Auch umfangreiche Gesamtdarstellungen wie die «Histoire de l'édition française» (4 Bde, Paris 1983–1986), die «Cambridge History of the Book in Britain» (bisher 2 Bde, Cambridge 1999–) und «A History of the Book in America» (bisher 1 Bd., Cambridge 2000–) gibt es bereits.

In der Schweiz existiert, das belegt Messerlis Buch eindrücklich, eine Unzahl von verstreuten Beiträgen zu Teilaspekten des Themas aus Geistes-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Literaturwissenschaft, Volkskunde, Pädagogik, Theologie und nicht zuletzt aus der nichtuniversitären Regional- und Lokalgeschichtsforschung. Ein übergeordneter, strukturierender Bezugsraster fehlte bislang. Wenn man von einem institutionellen Zentrum der historischen Lese- und Leser(innen)forschung überhaupt sprechen will, dann ist es gewiss die Abteilung Europäische Volksliteratur des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich, deren Leitung der 2000 verstorbene Rudolf Schenda bis zu seiner Emeritierung 1995 innehatte. Aus dieser Schule kommt auch Alfred Messerli.

Messerlis Thema ist die Alphabetisierung der schweizerischen Bevölkerung zwischen 1760 und 1900. Er zeigt, wie es kam, dass die Kulturtechniken des Lesen- und Schreibenkönnens, welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur einer Minderheit zur Verfügung standen, im Laufe von eineinhalb Jahrhunderten zu Allgemeingut wurden. Die durchgreifende Alphabetisierung bildete eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Entstehung der modernen Schweiz. Dieser Prozess «versteht sich nicht von selbst», das wissen wir spätestens seit den Diskussionen um «sekundären Analphabetismus» und PISA-Studie. Im Anschluss an die theoretische Grundlegung gliedert sich das Buch in drei Teile. Im ersten Teil untersucht Messerli, wie zwischen 1760 und 1900 die Norm «Jede normale Schweizerin und jeder normale Schweizer muss lesen und schreiben können» durchgesetzt wurde. Der zweite Teil widmet sich der detaillierten Rekonstruktion der konkret fassbaren Lese-, der dritte den Schreibpraktiken.

Theoretisch geht der Autor von der Vorstellung einer komplexen Interaktion zwischen Leser(in) bzw. Schreiber(in) und dem Text aus, in deren Verlauf die Menschen entsprechend ihren sozio-kommunikativen Bedürfnissen von den Möglichkeiten des Mediums Schrift kreativ Gebrauch machen. Literalität als «... das individuelle Vermögen, in einem einfachen Sinne lesen und schreiben zu können» (S. 4) ist nicht als abstrakte Grösse zu verstehen, sondern als die Kompetenz, mit Worten in konkreten sozialen Situationen erfolgversprechend umzugehen. Literalität besitzt verschiedene Dimensionen. Eine quantitative: für ihren Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung ist zunächst die Zahl der Lese- und Schreibfähigen von Bedeutung. Dazu eine qualitative: ebenso wichtig sind die vielfältigen Lese- und Schreibpraktiken. Die bildungsgeschichtliche Dimension trägt der Tatsache Rechnung, dass die Aneignung der Lese- und Schreibfähigkeit zwar individuell geschieht, aber gesellschaftlich organisiert werden muss, wenn sie durchgreifend sein soll. Die mediengeschichtliche Dimension bringt die handschriftlichen und gedruckten Schriftmedien, ihre Formen und Eigenheiten, ihre Produktion und Distribution ins Spiel. Schliesslich entsteht in Auseinandersetzung mit dem Prozess zunehmender Literalität ein differenzierter – gelehrter wie populärer – Diskurs, welcher Vorstellungen und Erwartungshaltungen gegenüber Lesen und Schreiben spiegelt und sich in Urteilen, Einstellungen, handlungsleitenden Ideologien oder organisiertem Widerstand gegen bestimmte Schrifterzeugnisse wie Gesang- und Schulbücher niederschlägt.

Messerli weist mehrfach darauf hin, dass die Quellen zur Geschichte des Lesens in der Schweiz und auch ein grosser Teil der Geschichtsschreibung aus einer bürgerlich-liberalen Perspektive heraus eher Wunschvorstellungen oder Ziele denn konkrete Praxis beschreiben. Er analysiert daher zuerst die Durchsetzung der literalen Norm zwischen 1760 und 1900 und unterscheidet dabei drei, sich teilweise überschneidende Phasen. Von 1760 bis etwa 1830 dominiert die Darstellung der Folgen fehlender oder mangelhafter Literalität: Unwissenheit, Kriminalität, Armut. Die Beherrschung von Lesen und Schreiben wird mit Zivilisiertheit gleichgesetzt, sie verspricht Wohlstand und gesellschaftliche Anerkennung. Mit dem Aufkommen der Wochen- und Intelligenzblätter ab 1780 verschiebt sich die Diskussion. Wie liest man richtig? Was muss man unbedingt lesen? Wer liest was zu seinem Vorteil? Wer darf was auf keinen Fall lesen? Welche Folgen hat unmässiges Viel-Lesen? In diese Phase, die bis etwa 1850 dauert, fällt auch die Einübung der Lektüre fiktionaler Texte, damit die Durchbrechung der Gleichungen Erfindung = Lüge und Text = Realität. Nach 1800 treten die Anwendungsmöglichkeiten praktischer Schriftlichkeit in den Vordergrund: Briefe- und Tagebuchschreiben, Buchführung.

Der zweite Teil widmet sich der Archäologie der Lesepraktiken. Mit Jean Marie Goulemot und Michel de Certeau versteht Messerli Lektüre als Konstruktion von Bedeutung, deren Ergebnis von vielen Faktoren abhängig ist: der sozio-ökonomischen Situation des Lesers, seiner Lektüreerfahrung und seinem Erwartungshorizont, der konkreten Lesesituation (Ort, Zeit, Art des Lesens), der Materialität des Lese-Objekts und dem Gebrauch, für den es bestimmt ist. Vor diesem Hintergrund kann es nur darum gehen, aus den verschiedenartigsten Quellen Hinweise auf konkrete Leseakte zu sammeln, zu verglei-

chen und zu systematisieren. Viel Raum widmet Messerli der Rekonstruktion des Erstleseunterrichts, den Determinanten ausserschulischer Lektüre wie Leseorten und -zeiten, Lichtverhältnissen und Arbeit sowie den vielfältigen Formen semiliterarischer Prozesse wie Singen, Erzählen von Gelesenem, Hausandachten und Vorlesen. Gerade über letztere vermag der Autor Neues und Wesentliches zu sagen.

Der dritte Teil beschäftigt sich mit den Schreibpraktiken. Es ist seit längerem bekannt, dass im Ancien régime Lesen und Schreiben getrennt erlernt wurden und dabei das Schreiben sehr häufig auf der Strecke blieb. Messerli räumt aber mit dem aufklärerischen Vorurteil vom analphabetischen und ungebildeten Landmann auf. Er beschreibt ausführlich die vielfältigen Praktiken, welche man mit «Schreiben und Schreiben lassen» charakterisieren kann. Obwohl nämlich der Anteil an Nicht-Schreibkundigen um 1800 noch gross war, war das Bewusstsein für Funktion und Bedeutung des Schreibens allgemein. War man selber der Schrift nicht mächtig, so bediente man sich des schreibkundigen Sohnes, des Nachbarn oder eines bezahlten Schreibers. Dass die Situation «schreibkundige Kinder, schriftunkundige Eltern» zu Konflikten führen musste, führt der Autor ebenfalls vor. Von zentraler Bedeutung ist auch die Erkenntnis, dass zur erfolgreichen Durchsetzung der allgemeinen Schriftbeherrschung entscheidend der Druck von Seiten der Bevölkerung beitrug, welche für den praktischen wirtschaftlichen und politischen Nutzen durchaus ein Bewusstsein besass. Der zunehmende Schriftgebrauch verdrängte keineswegs die mündliche Kommunikation, wie auch der massenhafte Konsum gedruckter Bücher das (Ab-)Schreiben von Hand nicht obsolet zu machen vermochte. Die Folge war eine Neudefinition der Stellung von mündlicher Kommunikation, Handschrift und Druck zueinander. Die Handschrift verabschiedete sich in Bereiche, wo der Druck keinen Sinn machte oder wo ihr eine spezifisch persönliche, religiöse, politisch-klandestine oder magische Bedeutung zugeschrieben wurde.

Alfred Messerli hat ein wichtiges Buch geschrieben. Er wirft mehr Fragen auf, als selbst auf 800 Seiten befriedigend beantwortet werden können. Das schmälert seine Verdienste nicht, im Gegenteil. Gerade das wird die Forschung provozieren und befruchten. Ärgerlich sind schon eher die vielen kleinen, der Praxis der elektronischen Textherstellung geschuldeten Fehler, welche gerade in einem Werk über Lesen und Schreiben etwas peinlich sind und durch ein aufmerksames Lektorat hätten vermieden werden können.

Peter Kamber